

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 11

Artikel: Zeichners Blick
Autor: Griot, Gubert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeichners Blick

Ich werfe einen Blick auf die Uhr, und was ich sehe, ist, daß ich mich beeilen muß. Die Uhr in ihrer sichtbaren und anschaulichen Bedeutung und Erscheinung nehme ich dabei kaum zur Kenntnis, und auf die Frage etwa nach der Form der Zeiger oder der Stundenzahlen auf dem Zifferblatt könnte ich meistens nur eine ungenaue oder gar keine Auskunft geben. Mein gewohntes Sehen ist eine Art tierliches Sehen, ein Sehen des Notwendigen, eines Gegenstandes zu bestimmtem Gebrauch, eine zweckbedingte und zweckmäßige Auswahl aus der unendlichen Fülle des Gewebes der Erscheinungen. Mein Blick sucht und sieht, was ich muß, zum Beispiel: wissen wie spät es sei. Aber das kann man nicht eigentlich Sehen nennen; Wissen ist nicht Sehen.

Der Blick des Malers und Zeichners dagegen ist frei, er muß nichts. Er sieht, weil er zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt ist: «Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!»

Mein Blick geht geradeaus auf den Gegenstand, auf den Gegenstand im Gegenstand, auf einen Teil im Gegenstand, auf einen Gebrauchs- und Funktionswert am Gegenstand. Es ist ein je auf einem Punkt konzentriertes, es ist ein zersplittertes, abstrahierendes Sehen, vor dem die Fülle des Gewebes der Erscheinungen sich auf ein hintergründiges Feld nebelhafter Unbestimmtheit zurückzieht.

Germaine Ernst zeichnet in den beiden Radierungen den Blick in eine besonnte Rebhalde am Genfersee, in eine nächtliche Gasse einer alten italienischen Stadt. Der Blick geht ungekünstelt, natürlicherweise in die Tiefe, es ist ein heiterer, ein freier Blick, es liegt in ihm eine beschwingte Weite.

Es ist eine Weite, die von anderer Art ist als etwa die Weite im Blick in die Unendlichkeit eines fernen Himmels, welches eine eher erträumte Weite, eine Weite, die, als eine unendliche, für unsre Vorstellung schwer erfassbar ist und die uns nicht in sich aufnehmen kann, sondern uns am Boden stehen läßt. In den Radierungen von Germaine Ernst werden wir selber in die Weite des Raumes hinausgetragen, über die Enge der Gasse in der Stadt, über die eng sich am Hang zum See ineinander schmiegenden Weingärten. Wir stehen, wir schweben über der Enge, im freien Raum, der in Bewegung gerät durch die wie festlich beleuchtete Fahnen in der Luft der engen Gasse wehenden Wäschestücke, durch die wellenhaft strömende Bewegung der Mauern am Hang und der Zeilen der Rebstöcke. Es ist eine Weite, welche Distanz, nicht Unendlichkeit ist, sie entströmt dem Sichtbaren und Anschaulichen. Sie trägt uns, nimmt uns in sich auf, der Raum offenbart sich uns im Erkennen der Weite des Blicks in die Tiefe. Nicht Dinge, nach denen wir spähen, nicht Gegenständliches ist der Gegenstand der beiden Bilder, sondern ein Gefühl vom Räumlichen.

Dieses innere Gefühl gestaltet die Künstlerin, mit dem Blick in die Fülle des Gewebes der Erscheinungen, im Bild des sinnlich Wahrnehmbaren. In ihrem Gleichnis werden beide, dieses bestimmte innere Gefühl und das sinnlich Wahrnehmbare, eins. Und ihr zum Bild gestalteter Blick in die Tiefe wird – wenn, nach dem Wort des Astronomen Johannes Kepler, das sinnlich Wahrnehmbare mit den innern Urbildern Vergleichen und es mit ihnen übereinstimmend Finden Erkennen heißt – zur anschaulichen Erkenntnis.

Gubert Griot